

Grazer
Linguistische Monographien
30

Raimund H. Drommel

Sprachwissenschaftliche Kriminalistik
und
Sprachprofiling

Anfänge, Kontroversen, Meilensteine,
Fallbeispiele

- Leseprobe -

Medieninhaber:

GLM - Grazer Linguistische Monographien / Bd. 30, 2011

FB Plurilingualismus am *treffpunkt sprachen* der Karl Franzens Universität Graz

Heinrichstraße 26/II, 8010 Graz, Österreich

pluriling@uni-graz.at

Reihenherausgeber: Dieter W. Halwachs

Layout: Satzstudio Roth, Emden

ISBN 978-3-901600-28-9

- Leseprobe -

Inhalt

Einleitung	7
Aus dem Staub – Eine Sternstunde für die Linguistik Nikolaus Müller-Schöll, DIE ZEIT (1988)	10
Teil I: Die Anfänge	13
Dem Täter auf der Spur. Die Textuntersuchung als Teilgebiet der forensischen Linguistik (1987)	13
Sprachliche Fehler – die „Visitenkarte“ anonymer Briefeschreiber (1987)	25
Forensische Textwissenschaften (1988)	38
Sprache und Verbrechen – Internationale Computer-Experten auf den Spuren von Sherlock Holmes (1990)	40
Sprachwissenschaftliche Kriminalistik (1992)	43
Teil II: Die Individualstil-Debatte	47
Gibt es einen „sprachlichen Fingerabdruck“? Kritische Anmerkungen zum forensischen Textvergleich Tobias Brückner (1989)	49
Gibt es einen Individualstil? Zur Kritik an der Sprachwissenschaftlichen Kriminalistik (1990)	55
Sachkunde erwünscht (1990)	60
Teil III: Angewandte Linguistik	63
RAF-Sprache (1990)	63
Anonymschreiben – Sprachprofiling und vergleichende Autorschaftsbestimmung (2001)	76
Anonyme Angriffe vor allem durch Innentäter (2001)	91

Teil IV: Stand der Forschung	101
Sprachwissenschaftliche Kriminalistik und Sprachprofiling (2011)	102
Teil V: Fallstudien	153
Hessen-Lotto – Ein anonymer Rufmord	154
Aufgeklebte Buchstaben	170
Fiese Nachbarn	175
Oldenburger Gerüchteküche: der Fall „Walpurgis“	180
Die Tierschutz-Causa	200
Tod in Genf – Uwe Barschels letzte Notizen und das Phantom „Robert Roloff“	215
Anhang	
Checklisten für Sprachgutachten	234
Textnachweise	240
Ausgewählte Literatur	242

Einleitung

In seiner Sprache ist der ganze Mensch gegenwärtig. Und so mag es nicht verwundern, dass sich in der Sprache alles Menschliche äußert, das allzu Menschliche und – das Unmenschliche. In Texten nach Sprachspuren ihrer Produzenten zu suchen, diese zu analysieren und aus individuellen Eigenarten auf die Autoren zu schließen – das zählt für mich nach wie vor zu den spannendsten Tätigkeiten überhaupt. Im Idealfall gelingt es, gewissermaßen durch den Text hindurch auf die Persönlichkeit oder auf die dominante Grundmotivation des Autors zu blicken. Möglich wird dies durch die von mir entwickelte Disziplin des „Sprachprofilings“. Der Untersuchungsgegenstand ist dabei vorwiegend die geschriebene Sprache.

Autorenbestimmung anhand von Sprache kann nur fachübergreifend zum Erfolg führen (siehe meine Beiträge „Sprachwissenschaftliche Kriminalistik“ aus 1992, hier besonders die „Bestellungsvoraussetzungen für Textsachverständige“, und „Sprachwissenschaftliche Kriminalistik und Sprachprofilung“ aus dem Jahr 2011). Die Möglichkeiten der Sprachwissenschaft mit ihren verschiedenen Teildisziplinen allein werden dieser Aufgabe nicht gerecht. Für die Täteridentifizierung anhand der Sprache sind kriminalistisches und psychologisches Wissen und Denken ebenso nötig. Aus diesem Grund habe ich den Begriff der „Sprachwissenschaftlichen Kriminalistik“ eingeführt.

Die vorliegende Textsammlung dokumentiert die Entwicklung der Sprachwissenschaftlichen Kriminalistik in Deutschland, mit der ich mich als Erster intensiv und fachübergreifend in Theorie und Praxis gleichermaßen befasst und die ich bis heute weiterentwickelt habe. Seit dem Beginn meiner systematischen Forschung und praktischen Arbeit habe ich meine Methoden ständig verfeinert.

Die nachfolgenden Artikel werden in chronologischer Reihenfolge präsentiert. Der Leser erhält einen Eindruck von den anfänglichen Schwierigkeiten, mit denen ich vor allem in den achtziger Jahren konfrontiert war. Ich hatte nicht nur mangelnde Akzeptanz seitens der linguistischen Kollegen zu überwinden, sondern ebenso die von Behörden und Politikern, die mir mit Unverständnis, Kontroversen und Widerständen begegneten. Der teilweise polemische Stil einiger Artikel ist in diesem Kontext zu sehen und eine Reaktion auf die zahlreichen Angriffe, denen ich zu jener Zeit ausgesetzt war. Unermüdlich wies ich auf Selbstverständlichkeiten hin, etwa darauf, dass angesichts der sich revolutionär entwickelnden Drucktechnologie die Bedeutung

des Schreibgerätes abnehmen, dass der Zugriff auf die Täter über die Sprache hingegen an Bedeutung gewinnen würde. Oder dass bei hochsensiblen Delikten der Produkterpressung (mit angedrohter Lebensmittelvergiftung) die Sprachanalyse der Tatschreiben wichtige Hinweise auf die Erpresser geben könne. Und doch fühlte ich mich meistens wie ein Rufer in der Wüste. Gab es einmal einen seltenen und keinesfalls uneingeschränkten Beifall für mein neues Betätigungsfeld, so war dieser zumindest mit einer schlechten Prognose verknüpft. Exemplarisch dafür sei ein ZEIT-Artikel aus dem Jahre 1988 abgedruckt.

In den Anfangsjahren gab es auch eine für die Disziplin grundlegende und letztlich immer noch nicht völlig ausgestandene Debatte über die Frage der Existenz oder Nicht-Existenz eines Individualstils. Um diese Kontroverse im damaligen Kontext verständlich zu machen, soll hier als einziger Fremdbeitrag der Artikel von Tobias Brückner „Gibt es einen ‚sprachlichen Fingerabdruck‘?“ wiedergegeben werden. Dessen kompletter Abdruck erlaubt es dem Leser, meine Repliken darauf nachzuvollziehen.

Heute blicke ich auf eine über 25-jährige Tätigkeit als „Vollzeit“-Sprachprofiler zurück und habe mehr als 700 Fälle bearbeitet. Die bearbeiteten Aufträge beziehen sich auf so unterschiedliche Bereiche wie Firmenmobbing, Betrug, Erpressung, Entführungsfälle, Werks- und Wirtschaftsspionage, Verrat von Betriebsgeheimnissen, Verleumdung, falsche Anschuldigungen, Dokumentenfälschung, Cybermobbing, terroristische Bekennerschreiben sowie Abschiedsbriefe von Selbstmördern, aus denen zu ermitteln ist, ob sie authentisch oder erzwungen sind. Ich werde außerdem regelmäßig als Gerichtsgutachter bestellt. Seit 1986 ist kaum eine Woche vergangen, in der ich nicht an einem Sprachgutachten gearbeitet habe.

Dieses Buch ist kein Handbuch zur Autorenbestimmung und ich erhebe auch nicht den Anspruch, einen Gesamtüberblick über diese Disziplin zu geben. Zunächst wende ich mich an alle, die sich professionell mit Sprache beschäftigen – z. B. Philologen, Lehrer, Geisteswissenschaftler – oder im Bereich der Kriminalistik arbeiten, wie Polizisten, Richter, Staats- und Rechtsanwälte.

Darüber hinaus ist dieses Buch interessant für alle, die sich für neue Möglichkeiten der Sprachanalyse interessieren. Ich sehe es auch als eine Art Begleitbuch zu meinem Buch „Der Code des Bösen“, Anfang 2011 erschienen im Heyne Verlag, mit Hintergrundinformationen für all jene, denen die Erläuterungen in dem Heyne-Buch nicht ausreichen. Last but not least ist die Lektüre für die Opfer von Sprache als Tatwerkzeug hilfreich. Viele Aspekte sind lehrreich für tatsächlich oder potenziell Betroffene. So können insbesondere die Artikel „Anonymschreiben – Sprachprofiling und vergleichende Autorschaftsbestimmung“ und „Anonyme Angriffe vor allem durch

Innentäter“ (jeweils 2001) auch als Ratgeber herangezogen werden. Zu aktuellen Fällen siehe meine regelmäßig aktualisierte Homepage: www.sprachdetektiv.de.

Zur leichteren Lesbarkeit werden sämtliche Artikel in einer moderaten neuen Rechtschreibung mit der Form nach vereinheitlichten Quellenangaben präsentiert; ausgenommen hiervon sind originale Zeitschriftenartikel, anonyme Texte, Vergleichstexte und entsprechende Passagen, die textwissenschaftlich analysiert wurden.

Meine Vorbemerkungen und Überleitungen zwischen den einzelnen Texten und Kapiteln sind zur leichteren Unterscheidung – so wie diese Einleitung – in der Schrift „Futura“ gesetzt.

Die abgedruckten Beiträge geben die Perspektive und den Erkenntnisstand der jeweiligen Entstehungszeit wieder.

Idiolekt versus Soziolekt

Die für das Institut für deutsche Sprache, Mannheim, tätigen Mathematiker (!) Ulrich Wetz und Tobias Brückner stellten Ende der 80er Jahre die Grundannahme der Autorenbestimmung in Frage.

Sie behaupteten:

- a) Es gibt keinen Individualstil bzw.
- b) wenn es einen Individualstil gibt, so gibt es (noch) keine Methoden, um ihn zu messen.¹⁰

Der Germanist Christian Grimm legte 1991 nach. In seiner Untersuchung zu Thomas Mann¹¹ häufte er ein stilometrisches Verfahren auf das andere, zählte

9 Vgl. z. B. meine Anregungen in dem Aufsatz „RAF-Sprache“ von 1990, abgedruckt in diesem Band, S. 63

10 Vgl.: Tobias Brückner: Gibt es einen „sprachlichen Fingerabdruck“?, abgedruckt in diesem Band, S. 49

11 Christian Grimm: Zum Mythos Individualstil. Mikrostilistische Untersuchungen zu Thomas Mann, Würzburg 1991

Wort- und Satzlängen, berechnete Quotienten aus Substantiven und Personalpronomen – und weil er damit der berühmten stilistischen Meisterschaft Thomas Manns nicht auf die Spur kam, pflichtete er gleich Brückner bei und erklärte den Individualstil zum „Mythos“.

Was ist heute – 20 Jahre später – zu dieser Frage zu sagen?

Zunächst einmal ganz pragmatisch: Die Existenz des Individualstils hat sich empirisch erwiesen, und zwar in 700 sprachkriminalistischen Gutachten, die ich in den letzten 25 Jahren als Sprachprofiler erstellt habe.

Zudem steht mittlerweile ein taugliches Instrumentarium zur Verfügung, um Texte anhand des Individualstils verschiedenen Autoren zuzuordnen. Aber es gibt auch gute theoretische Gründe für die Existenz des Individualstils.

Hinweise auf den sprachlichen Individualstil gibt es in der Kulturgeschichte zuhauf. Man denke nur an Buffon, der plakativ behauptete, der Stil sei der ganze Mensch („Le style c’est l’homme même“), oder an den Sprachforscher Kenneth Lee Pike, der sprachliches Verhalten als Teil des gesamten menschlichen Verhaltens wertete und dazu ein voluminöses Werk („Language in Relation to a Unified Theory of the Structure of Human Behaviour“¹²) schrieb. Selbst Cicero – über Jahrhunderte Inbegriff für die Erlernbarkeit von gutem Sprachstil – präsentierte in „De oratore“ schon die Erkenntnis: „Wie viele Redner, so viele Stilarten“.

Die Skeptiker fragen: Wie soll es möglich sein, dass jeder auf distinkte Weise unterschiedlich spricht und schreibt, wo wir doch alle unsere Muttersprache nach denselben Regeln erlernen und alle auf denselben Wortschatz zurückgreifen?

Dem ist entgegenzuhalten, dass sich schließlich in unserem gesamten Handeln und Verhalten Individualität ausdrückt. Weshalb sollte denn ausgerechnet etwas so Komplexes wie der Sprach- und Schreibstil einer Person *nicht* individuell ausgeprägt sein, wenn anerkanntermaßen unsere Stimme und unsere Sprechweise, ja selbst unsere Handschrift, die wir alle in unserem jeweiligen Kulturkreis nach einem einheitlichen System erlernen, einzigartig sind.

Und wenn es nun den Individualstil gibt, muss man ihn dann unbedingt nur messen und ihn damit auf seine rein quantitative Seite reduzieren? Es leuchtet ein, dass Mathematiker in der Nachfolge Galileo Galileis „alles messen, was messbar ist, und das messbar machen, was es (noch) nicht ist“. Selbst mir, der ich glaubte, nicht gerade als Messfanatiker zu gelten, wurde bisweilen unterstellt, ich hätte einen Individualstil „gemessen“, etwa bei der Analyse des Barschel-Briefes an

12 Kenneth L. Pike: „Language in Relation to a Unified Theory of the Structure of Human Behavior“, 2. rev. Ausg., Den Haag 1967

Stoltenberg im Zusammenhang mit dem sogenannten „Barschel-Brief-Verfahren“. Die Bedenken, die Brückner und Wetz seinerzeit vorgetragen haben, sind – auch wenn sich die beiden geirrt haben – aus theoretischer Sicht erklärbar.

Zum einen haben Brückner und Wetz die Frage nach dem Individualstil in einer sehr zeittypischen Art beantwortet: Die moderne Sprachwissenschaft seit Saussure stellte zunächst für lange Zeit die Sprache als System, als Struktur, in den Untersuchungsfokus (in Entsprechung zu den „fortschrittlichen“ gesellschaftskritischen Strömungen in den Sozialwissenschaften). Erst recht war der Individualstil kein Thema für die Vertreter der Generativen Transformationsgrammatik, die als einen Leitbegriff den des „Idealen Sprecher/Hörers“ wählten. Einzelne Sprachbenutzer und deren individueller Sprachgebrauch (mit Idiolekten und Idiosynkrasien) waren damit für die modernen Linguisten nicht interessant. Erst relativ spät kam die Beschäftigung mit den Sprachvarietäten dazu. Hingegen hatten die Philologen schon seit jeher den Individualstil im Blick, da sie sich mit der fraglichen Autorenschaft literarischer Texte beschäftigten.

Insofern ist es zeittypisch, wenn Brückner den „Stil“ (dessen Existenz er nicht abstreitet) im Wesentlichen von Soziolekten bzw. sozial kodierten Mustern (Textsorten) geprägt sieht.

Natürlich ist unser Individualstil *auch* gruppenspezifisch geprägt: Welche Sprache wir überhaupt sprechen, hängt davon ab, wer unsere Eltern waren und wo wir aufgewachsen sind, unser Wortschatz hängt vom Bildungsgrad ab, bestimmte Lieblingswörter entlehnen wir häufig aus dem Freundeskreis oder unseren Lieblingsfernsehserien, und wenn wir einen Geschäftsbrief schreiben, wählen die meisten von uns nicht irgendeinen individuellen Schlussgruß, sondern setzen gemäß gesellschaftlich festgelegter „DIN“ die Grußfloskel „Mit freundlichen Grüßen“.

Aber die Schnittmenge all unserer sozialen Sprachprägungen und unserer individuellen psychologischen und geistigen Konstitution verdichtet sich zu einem einzigartigen Sprachprofil, dem Individualstil. Unser individuelles Sprachprofil manifestiert sich, wenn wir – in mehr oder weniger guter Kenntnis der Textsortenkonventionen und anderer Sprachregeln – Texte produzieren und uns dabei an die Regeln halten, diese ignorieren oder bewusst brechen, indem wir teils bewusst und vielfach unbewusst auf typische und wiederkehrende Weise¹³ aus vielfältigen sprachlichen Optionen wählen.

13 Vgl. Gerald R. McMenamin: „Forensic Stylistics. Theory and practice of forensic stylistics“, in: Malcolm Coulthard / Alison Johnson (Hrsg.): *The Routledge Handbook of Forensic Linguistics*, Abingdon und New York 2010, S. 488: „Style is in part, then, the sum of the recurrent choices the writer makes in the process of writing. Recurrent refers to those choices that become subconscious habits of choice, that is, repeated selection of one or other form over other available forms.“

Unterhalb der Bewusstseinschwelle des Textproduzenten rutschen bei der Textproduktion viele seiner persönlichen Eigenarten gewissermaßen in den Text hinein. Schreib-Präferenzen wie €, *EUR* oder *Euro*, Partikeln und andere kleine unauffällige Wörtchen wie *eh* statt *sowieso* oder *ohnehin*, zählen dazu. Dazu gehören auch viele andere synonyme Optionen wie *nie* oder *niemals*, *immer* oder *stets*, *bisher* oder *bislang*, *bisweilen* oder *gelegentlich*, *mittlerweile* oder *inzwischen*. Diese konstituieren unseren Individualstil in gleicher Weise wie vielleicht die Bemühung eines Schriftstellers um das treffendste Wort, die eleganteste Formulierung und den klarsten Satzbau. Stil in diesem Sinne ist nicht nur der hochentwickelte Stil geübter Schreiber oder sogar begabter Dichter. Er charakterisiert ebenfalls Hauptschulabbrecher und Sprachbenutzer aus dem Rotlichtmilieu oder aus den Bereichen Organisierter Kriminalität.

Der linguistische „Fingerabdruck“ und das Kriterium der „Zeitnähe“

Brückner und in der Folge auch Grimm und viele andere haben, völlig zu Unrecht und anscheinend in Unkenntnis der Funktion und Wirkungsweise von Metaphern¹⁴, die von mir geprägte Metapher des „linguistischen Fingerabdrucks“ dahingehend gedeutet, ich hätte behauptet, der Individualstil eines Menschen sei „unveränderlich – einem Fingerabdruck vergleichbar“¹⁵.

Selbstverständlich ist der Individualstil eines Menschen *nicht* unveränderlich (und ich habe diese Auffassung auch nie vertreten)¹⁶. Er entwickelt sich vielmehr ständig weiter: besonders stark in der Kindheit und Jugend (sogenannte Prägungsphase) durch die üblichen Lernprozesse, aber auch später z. B. durch einen Wechsel des regionalen Umfeldes, die Aneignung von Fachsprachen speziell im Beruf, die Übernahme von Elementen aus Firmenjargons, Prägung durch sprach-

14 Zu Metaphern gibt es eine Vielzahl von Publikationen, vgl. etwa: Raimund H. Drommel: „Die Metapher – Metapherntheorie für einen metaphernbezogenen Unterricht“, in: Praxis Deutsch, Nr. 16 (1976), S. 55-60 und Raimund H. Drommel / Gerhard Wolf: „Die Metapher in der politischen Rede“, in: Der Deutschunterricht, Nr. 30 (1978), S. 71-86

15 Brückner, ebd.

16 Vor dem Hintergrund der vielen Missverständnisse bin ich Herrn Kollegen Joachim Scharloth, Professor für Germanistik an der Dokkyo Universität, Japan, besonders dankbar für seine klare Einschätzung: „Drommel [...] ist ein gestandener Sprachwissenschaftler und weiß natürlich, dass der Vergleich [individueller Sprachgebrauch und DNS] in vielerlei Hinsicht hinkt und sprachtheoretisch nicht haltbar ist. Die Rede von der sprachlichen DNS und – an anderer Stelle – von einem sprachlichen Fingerabdruck (21f) oder einem individuellen Sprachprogramm (40) in jedem Menschen sind Versuche, sprachwissenschaftliche Zusammenhänge durch Anschluss an das Alltagswissen verständlicher zu machen. So setzt sich Drommel selbst kritisch mit Ausdrücken wie ‚sprachlicher Fingerabdruck‘ auseinander, die gerne von sprachwissenschaftlich unbefleckten Sicherheitsinformatikern benutzt werden, um mehr Forschungsgeld einzustreichen.“, „Rezension zu: Drommel, Der Code des Bösen“, 17.8.2011, <http://www.security-informatics.de/blog/>

liche Vorlieben von Bezugspersonen, die Medien etc. Auf der anderen Seite kann ein Text in seiner jeweiligen Situation durchaus den Individualstil seines Autors eindeutig abbilden.

Aus diesem Grund habe ich stets betont, dass das „Zeitnähekriterium“ für sprachwissenschaftliche Textvergleiche von entscheidender Bedeutung ist. In einem von mir für ein Gericht in Norddeutschland begutachteten Fall verwendete z. B. ein Autor jahrelang die Standard-Grußformel *Mit freundlichen Grüßen*. Dann wechselte er ab einem bestimmten Zeitpunkt – ohne ersichtlichen Grund – zur Formel *Mit freundlichem Gruß*, um ein halbes Jahr später wieder konstant zur alten Form *Mit freundlichen Grüßen* zurückzukehren.

Interessanterweise zeigt sich in der Praxis aber auch immer wieder, dass Individuen bestimmte komplexe sprachliche Merkmale (Lieblingswendungen oder -Metaphern) häufig über Jahre beibehalten. Neben den relativ zeitinvarianten Metaphern gibt es noch weitere weitgehend unveränderliche Elemente, die das individuelle Sprachprofil mitprägen: Das sind grundlegende psychologische Strukturen eines jeden Menschen, die sich auch in seinem sprachlichen Ausdruck niederschlagen. Die Eigenschaft, ein zielorientierter oder ein problemorientierter Mensch, global- oder detailfixiert, ein „Kontakttier“ oder ein „Fluchttier“ zu sein oder auch der dominante Wahrnehmungskanal eines Menschen (nach der Theorie des Neuro-linguistischen Programmierens) bleiben in der Regel ein Leben lang erhalten und beeinflussen das Sprachverhalten.

Textsorten

Unsere Textproduktion wird wesentlich geprägt durch die jeweilige Kommunikationssituation und durch unsere Kommunikationsabsichten. Im Rahmen unserer sprachlichen Kompetenz wählen wir die angemessene Textsorte, das ist eine Teilmenge von Texten, die sich durch bestimmte gemeinsame relevante Merkmale beschreiben und von anderen Teilmengen von Texten (Textsorten) abgrenzen lässt.¹⁷ Beim Schreiben folgen wir den diese Textsorte (Testament, Protokoll, Bericht, Aufsatz, Brief, Bekennung, E-Mail, Foren-Beitrag usw.) jeweils konstituierenden Regeln – sofern und soweit wir diese beherrschen. Viele Schreiber des Deutschen lernen in ihrem Leben nur ansatzweise oder nie, wie man einen Geschäftsbrief schreibt, und nur ein kleiner Teil lernt, wie man wissenschaftliche Ar-

17 Vgl. Peter Hartmann: „Texte als linguistisches Objekt“, in: W. D. Stempel (Hrsg.): Beiträge zur Textlinguistik, München 1971, S. 9-29

beiten verfasst oder z. B. eine Klageerwiderung. Die textsortenspezifischen Regeln und Merkmale sind über eine Einzelsprache hinaus gültig, wie meine Untersuchungen internationaler Bekennerschreiben (der *Rote Armee Fraktion*, der *Action Directe*, der *Brigate Rossi* etc.) ebenfalls belegen. In diesem Zusammenhang habe ich das „Textsortenkriterium“ formuliert: Im Rahmen einer Autorenbestimmung sollten möglichst nur Texte einer ähnlichen Textsorte miteinander verglichen werden.

Aber auch hier hat sich in der Praxis gezeigt, dass sich bestimmte Individualstilmerkmale in den unterschiedlichsten Textsorten, z. B. sowohl in Geschäftsbriefen als auch in Gedichten desselben Autors, zeigen können. Es lassen sich häufig sogar Konstanten sowohl in geschriebenen als auch in gesprochenen Sprachproduktionen einer Person finden – lexematische Vorlieben u. ä. prägen die Schriftsprache einer Person genauso wie die gesprochene Sprache.

Dies hat sich auch deutlich bei einem interessanten Experiment gezeigt, das ich in Zusammenarbeit mit dem TV-Wissenschaftsmagazin „Galileo“ durchgeführt habe.¹⁸ Bei dem Test sollten eine Paarpsychologin, ein Biometriker und ich als Linguist im Wettstreit unter drei jungen Frauen und drei jungen Männern die langjährig (= 2-6 Jahre) zusammengehörenden Paare eindeutig identifizieren. Meine Hypothese war, dass Paare, die lange zusammenleben sich in Ihrem Sprachverhalten aneinander angleichen und sich daher bei ihnen ähnliche dialogische Elemente sowie insbesondere übereinstimmende Gefühlsausdrücke finden lassen.

Zur Überprüfung wurde folgendes Testsetting gewählt: Den sechs Personen wurden kurze Ausschnitte aus Filmen gezeigt, die auf stumm gestellt waren, aber eigentlich Dialogszenen, vorwiegend zwischen Mann und Frau, enthielten. Die sechs Personen mussten dann in einer „Comic-Version“ dieser Szenen in Sprechblasen – also in verschrifteter Sprechsprache – niederschreiben, was sich die Schauspieler vermutlich gesagt haben. Durch die Verschriftung konnte anschließend eine computergestützte Auswertung (Konkordanzanalyse) vorgenommen werden – und es gelang mir als einzigem unter den drei Experten eine exakte Zuordnung der Paare. So wählten z. B. beide Partner von Paar 1 das Wort *blöd* zur Kennzeichnung negativer Situation, Paar 2 verwendete häufig den Kraftausdruck *Scheiß(e)*, während Paar 3 gemeinsam *weinen* statt *heulen* gebrauchte und Erstaunen durch den Ausdruck *Oh Gott!* bekundete. Alle sechs Personen zeigten sich anschließend völlig überrascht von der Merkmalsdiagnose („Ist mir gar nicht sel-

18 Bei Pro 7 im Januar 2011 ausgestrahlt, s. www.galileo-videolexikon.de, Stichwort: „Expertenduell: Paarforschung“

ber aufgefallen, dass wir das total oft sagen“) und bestätigten so auf sehr eindrucksvolle Weise meine seit 1986 vorgetragene These, dass solche Merkmale den Autoren/Sprechern selbst nicht bewusst sind. Das gilt ebenfalls für jene Individualmerkmale, die Testpersonen nicht mit ihren Partnern teilen.

Was die Methoden zur „Feststellung“ des Individualstils anbelangt, nach denen Brückner damals fragte, so gilt, dass diese möglichst so vielgestaltig sein sollten, wie die Faktoren, die in die Produktion eines Textes einfließen. Reines Messen und Zählen führt allerdings nicht zum Erfolg, vgl. auch meine Anmerkungen im folgenden Abschnitt.

Und anders als z. B. eine DNS-Sequenz – oder ein Fingerabdruck – wird „der Individualstil“ eines Autors aufgrund der Komplexität des Vorgangs der Textproduktion niemals vollumfänglich und abschließend „feststellbar“ sein.

Es ist jedoch durchaus möglich, zentrale Bestandteile des Individualstils eines anonymen Urhebers aus dessen Texten herauszuarbeiten, um diese dann mit zentralen Bestandteilen des Individualstils einer anderen Person zu vergleichen und schließlich die Kompatibilität oder Inkompatibilität der erarbeiteten Merkmalskomponenten zu beurteilen.

[The following text is heavily blurred and illegible, appearing as a large block of greyed-out content.]